

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

Kempen biß die Zähne zusammen und machte einen tiefen Griff in die Kasse, deren eigentliches Versteck Lorensen nie so recht ergründen konnte. Als dann der Abend kam und Lorensen als ein zwar etwas unbeholfener aber doch schmecker Kerl im Zimmer stand, mit jenem bangen Gefühl, das der Entdecker einer unbekannteren Welt kurz vor dem Ziel empfindet, stieß Kempen frampfhaft hervor: „Na, nun kannst Du ordentlich Süßholz raspeln. Sprich nicht zu viel Unsinn und denk nicht immer, Du hast Schenkmanfells vor Dir.“ Dann jedoch, als er ihm drei einzelne Markstücke gab, damit er nicht in Verlegenheit komme, ermahnte er ihn, noch etwas davon mitzubringen und sich nicht etwa zum Schluß noch einer Caseschlemmerei hinzugeben.

Der Zufall wollte es, daß um diese Zeit Klara Munk erschien, um Kempen zu benachrichtigen, daß am anderen Tage die Sitzung ausfallen müsse, da sie für die Mutter einen notwendigen Gang zu besorgen habe. Kempen war es recht, denn jedenfalls würde der Freund erst am frühen Morgen nach Hause kommen und dann gehörig seine Nacht schlafen. Als sie Lorensen im Ballanzug stehen sah, geriet sie in kindliche Bewunderung, der dann stilles Erstaunen darüber folgte, wie ein Mensch sich rasch verändern könne. Der Friseur hatte ihn nachmittags gründlich zurechtgestutzt, ihm die blonde Mähne ordentlich beschnitten und gescheitelt und das Schnurrärtchen folett gewischt und gespißt, so daß etwas Geziertes und Geschnörkeltes an ihm entstanden war. Sie mußte lachen, freute sich dann aber mit den beiden, denn, bereits eingelebt in ihre Verhältnisse, hatte sie schon seit Tagen lebhaften Anteil an diesem Vorgang genommen.

„Ach, bringen Sie mir doch etwas mit, und wenn's auch nur eine Blume ist,“ bat sie ihn. „Die feinen Damen haben ja alle Bufetts.“

„Das ist wahr, so'n bißchen räubern kannst Du,“ warf Kempen ein, dachte dabei aber an etwas anderes. „Ein Frauenzimmer braucht ja nicht gleich dran hängen zu bleiben.“

Lorensen fühlte sich bereits in der Rolle des Eroberers; er wiegte sich in seiner schlanken Taille, um die der Frack ihm etwas zu eng sah, quälte sich probeweise mit dem linken weißen Handschuh ab und sagte mit einer gewissen Grobheitigkeit, während er den Blick nicht von dem alten Mahagonispiegel ließ: „Du, Hermann, das kann gefährlich werden. Vielleicht bleibt 'ne Millionense dran hängen. Das wäre furchtbar echt.“

„Dann pack nur gleich mit Deiner Knaust ein,“ zischelte Kempen zwischen den Zähnen. „Rückgrat gebrauchen wir, Rückgrat, aber keine Frau!“

Lorensen vergnügte sich wie gewöhnlich darüber, hängte sich seinen Mantel um, erschreckte zum Abschied Klara ein wenig, indem er den ebenfalls geborgten Chapeau claque fast an ihre Nase springen ließ, beäugelte noch einmal die selbstladerten Stiefel und ging dann von den besten Wünschen begleitet.

Kempen hatte bereits sein bescheidenes Abendbrot auf dem Tisch, und als Klara sich nun ebenfalls verabschiedete, fragte er gutmütig, ob sie nicht eine belegte Schmitte mitessen wollte; besser werde sie es zu Hause wohl auch nicht haben. Sie zierte sich nicht, nahm den Hut ab und setzte sich zu ihm, denn seitdem sie hier aus und ein ging, war etwas von der Ungezwungenheit dieser Künstlerwirtschaft auf sie übergegangen. Fast fühlte sie sich wohler als daheim, wo es weiter nichts zu sehen gab als die muffige Wäsche und den lichtlosen Hof, was nicht angenehmer wurde durch die Scheltworte der Mutter, sobald die Erinnerung an vergangene Zeiten sie schlecht gelaunt hatte.

Hier aber herrschte ein freier, heiterer Ton, wehte sozusagen Bildungsluft, erkannte man bereits die Vorzüge ihrer fünfzehn Jahre. Mit Lorensen würde sie gewiß nicht so unter vier Augen essen, denn er machte zuviel zudringliche Späße, und wenn seine blauen Augen so lange auf ihr ruhten, fühlte sie heiße Röte in den Wangen. Kempen jedoch hatte etwas Väterliches für sie, das sich zwar polternd äußerte, sie aber

ungemein ruhig stimmte. Oftmals, wenn sie so still gefessen, hatte sie Vergleiche zwischen den beiden angestellt, die ihrem frühzeitig entwickelten Scharfsinn alle Ehre machten. Kempen war jedenfalls der Bessere, fest und zielbewußt, aber nicht der Süßschere. Die Sorglosigkeit seines Neuheren gefiel ihr nicht, namentlich die Art nicht, wie er seinen Bart verwildern ließ. Wohl hatte er schöne, klare Augen, in denen nichts Böses schlummerte, aber seine Knidrigkeit, die fast an Geiz grenzte, stieß sie besonders ab. Nein, sie hätte ihn nicht zum Manne haben mögen, trotzdem sie sich gestehen mußte, daß er immer solide bleiben würde.

Lorensen war ein locherer Vogel, immer geneigt zu einem lustigen Flug, wenn es auch nur in Gedanken geschah, auf die Zeit wartend, wo er zu Geld und Ehren gekommen sein würde. Eines Vormittags hatte er sich gehörig darüber ausgesprochen, so daß sie hingegrissen wurde und in ihrer Einbildung die kühne Reise mitmachte. Ja, das mußte schön sein, oben auf der Höhe zu stehen, bewundert von den Menschen, die meistens alle so eckig und dumm waren, sich aber bezwingen fühlten, weil sie nicht so hoch hinaus konnten. Sie spürte selbst etwas von dieser Lebenslust, von dieser Redheit, alles im Sturm zu nehmen; und wenn sie seine gesunden, weißen Zähne, seine vollen, roten Lippen sah, so war er beinahe ihr Ideal, zumal heute, wo er fast den Eindruck eines feinen Mannes gemacht hatte. Und doch wäre auch er nicht nach ihrem Geschmack gewesen, denn er ließ sich zu sehr von Kempen duden, war zu viel Wackslappen, wenn es sich einmal darum handelte, die gleiche Selbstständigkeit mit dem anderen zu zeigen. Beide zusammen in einem — das hätte ihr am Ende gefallen können!

„Sie möchten wohl nicht, daß Herr Lorensen heiratet?“ fragte sie plötzlich, nachdem sie ein Weilchen emsig gekaut hatte.

„Wie kommst Du denn darauf?“ gab er überrascht zurück.

„Na, ich denke es mir, ich hörte es doch soeben.“

„Ach, denk Dir lieber etwas anderes, Du Kiekinbiest!“

plazte es ihm heraus. „Was verstehst Du schon vom Heiraten.“

Sie verzog den Mund mit einem überlegenen Zuden, das sie immer bereit hatte, sobald man sie unterschätzte. Und seine Bezeichnung gefiel ihr im Augenblick so wenig, daß sie ihn einfach garstig fand; trotzdem fuhr sie gleichmütig fort: „Mutter sagt immer, daß die Männer dazu da sind, die Frauen zu heiraten.“

„Ja, wenn sie sich den Wind haben gehörig um die Nase wehen lassen. Du Fräulein Superflug,“ entfuhr es wieder seinem Munde.

„Und wer es nicht täte, der wäre ein Feigling,“ sprach sie gelassen weiter, während sie sich wie ein Naschmäulchen die Butter von den Fingerspitzen leckte.

Kempen war so verblüfft, daß er sich durch ein Ausschweigen erst sammeln mußte; denn aber lachte er kurz auf, wobei er den letzten Happen hinterwürgte. „So, was Deine Mutter flug ist!“ Inurrte er wieder. „Dann sage ihr nur, es gäbe auch Helden unter den Männern, die eine Stärke darin sähen, nicht zu heiraten. Weil sie keine Weibsknechte werden wollen, und ein Knecht ist immer ein unterwürfiger Kerl!“

Sie ließ sich nicht nundtot machen: „Ich weiß aber aus der Bibel, daß selbst der Riese Simson von der Delila bezwungen wurde, weil sie ihm heimlich die Haare abschneitt. Und Mutter sagt immer, jede Frau habe so eine Schere für den stärksten Mann, sie müsse nur verstehen, sie zu gebrauchen.“

Das war Kempen zu viel, denn er ärgerte sich, das alles aus dem Mund einer Halbwildigen zu hören, die ihm nicht gleichwertig erschien. Er ließ kein Messer auf dem Teller klirren und fuhr sie fast wütend an: „Kau doch nicht solche dummen Dinge wieder, die Du noch gar nicht verdauen kannst. Ich verbitte mir das, verstehst Du? Ueberhaupt und so! Von dieser Seite kenne ich Dich ja gar nicht. . . In der Bibel stehen viele Märchen, das ist bekannt. Du bist ein naseweises Dummchen. Ja.“

Im nächsten Augenblick jedoch schon tat ihm dieser Bornesausbruch leid, denn völlig eingeschüchtert sah sie da und wagte nicht weiter zu essen. Blah geworden, senkte sie die Wimpern mit einem schmerzlichen Ausdruck im schönen Gesicht, der ihr etwas Madonnenhaftes gab. „Ich nur weiter, es hat Dir doch geschmeckt?“ lenkte er milde ein. „Man nicht immer gleich

so übelnehmisch sein. Siehst Du, ich bin doch schon ein erfahrener Mann gegen Dich, und Deine Altklugheit, siehst Du — das ärgert mich.“

„Das wollte ich doch gar nicht,“ hauchte sie und zerdrückte die Tränen unter den langen Wimpern. „Sie sind immer gleich so groß . . . Märchen werden doch manchmal wahr. . . Und wenn ich ein Dummchen bin, weshalb modellieren Sie mich dann? Sie können doch ohne mich den Kopf gar nicht machen. Sehen Sie! Wo bleibt da Ihre Stärke? Ja, und“

Sie glückte die Worte hervor, die sie zuletzt verschluckte. Kempen sah aufs neue ihre Keckheit darin, und sofort war seine Gutmütigkeit verscheucht. Er, der diese Töpferarbeit nur der Not gehorchend machte, nicht dem eigenen Triebe, sollte diese Zurechtweisung ruhig einstecken, von diesem Walg sogar? Nein, das durfte nicht geschehen, er mußte den Fürchterlichen zeigen. „Geh jetzt, Du brauchst nicht mehr wiederzukommen,“ herrschte er sie an und erhob sich mit einem Ruck.

„Es ist gut, Herr Kempen.“ Sie stand auf, machte sich rasch fertig, bedankte sich und ging hinaus.

Dieses Ausreißen ohne Sang und Klang hatte er nicht erwartet. Er sah die angenähte, halbfertige Wüste, dachte an die Eile seiner Arbeit, bezwang sich rasch und riß die Tür auf. Noch vernahm er ihre Schritte. „Hör mal, Klara, übermorgen laß Dich noch einmal sehen — wenn Du willst!“ rief er ihr nach.

„Schön, Herr Kempen, ich werde pünktlich kommen,“ schallte es zurück. „Ja dachte es mir gleich.“

Wieder drin im Zimmer, warf er die Tür hinter sich zu, als hätte er einen Feind abgetan. Dann knurrte er seine Wut in sich hinein wie ein bezwungener Held, der still toben muß, um nicht verlacht zu werden.

V.

Als Lorenzen am anderen Vormittag glücklich ausgeschlafen hatte, dachte er über den kleinen Kerger Kempens, der eigentlich weiter nichts bewies, als daß die Künstler ohne Modelle nicht leben konnten. „Laß sie nur älter sein, dann wird sie erst ihre Mucken zeigen,“ sagte er, denn es war für ihn eine ausgemachte Sache, daß sie auf diesem Wege weiter wandeln würde. Die Männer ließen sich immer mehr gefallen als die Frauen, denn diese, falls sie noch hübsch und jung waren, wußten meist, wo sie blieben.

Kempen zuckte mit den Achseln. Es liege ihm nur daran, den Kopf fertig zu machen; dann könne sie Keine ziehen, so weit entfernt als möglich, stieß er beim Pfeifenkaufen hervor, während er sich an diesem Tage mit nebensächlichen Dingen an der Arbeit beschäftigte. Schon dachte er gar nicht mehr daran, sich die Kleine für die Kunst zu erhalten, denn es grollte wieder in ihm, nachdem er diese Wille von der Notwendigkeit der Atelierfrauenzimmer hatte heruntergeschluden müssen.

Da sie sich niemals etwas verschwiegen, so täuschte auch Lorenzen gehörig auf. Er hatte eine Menge Bekanntschaften gemacht, sich vortrefflich amüsiert und sogar öfters getanzt, ohne seine Dame mehr als zweimal auf die Füße zu treten. Nachdem er dann noch ein Champagnerglas zerbrochen hatte und so unvorsichtig gewesen war, einer ebenso reifen als ungemütlichen Schönen die Schleppe mit seinem Abjaß länger als erlaubt festzunageln, hatte er sich aus dem Menschenknäuel herausgewunden und sich möglichst abseits gehalten, dort, wo die Pfropfen am lautesten knallten.

„Ja hab's ja immer gesagt, trink nicht so viel,“ knurrte Kempen, der noch größere Dummheiten dahinter witterte und schon die Nachteile sah, die der gemeinschaftlichen Kaffe daraus erwachsen würden. Lorenzen jedoch war guter Dinge und blickte der Zukunft fröhlich in die Augen. Professor Heilke, der frühzeitig zu einer reichen Frau gekommen war und ein großes Haus machte, hatte sich seines einstigen Schülers und jetzigen Gehilfen lebhaft angenommen, ihn mit Gönnermiene von Gruppe zu Gruppe geschleppt und immer mit demselben Stichwort: „Ein vielversprechendes Talent“ vorgestellt. Als Tafelanhänger bekam Lorenzen sogar die älteste Tochter, die noch im Hause war. Einige würdige Hausmütter ließen es sich nicht nehmen, den blonden Bildhauer mit wohlgefälligen Blick zu betrachten, und so hatte er mündlich drei Einladungen auf einmal erhalten, was ihm Entschuldigung genug erschien, aus Freude darüber bis sechs Uhr noch in einem Café zu sitzen, wo der letzte Nidel flöten ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hochverräter.

Aus Briefen Fritz Reuters an seinen Vater.

Der Primaner zur Zeit
der Juli-Revolution.

Wie allenthalben, haben sich auch hier im Verlaufe einiger Wochen Unruhen im Publikum gezeigt, wogegen aber durch eine eingerichtete Kommunal-Garde Gegenmaßregeln ergriffen sind, die in Patrouillendienste bestehen, und wo denn alle ohne Unterschied, selbst der Herr Direktor und Dein gehorsamster Sohn, die Wachen beziehen; doch nun ist den Leuten die Sache über geworden und der Spaß also vorbei. Ich hoffe, bei Euch werden die Bürger loyal genug sein, um einer solchen Einrichtung nicht zu bedürfen.

Parchim, 8. Oktober 1830.

Der Student in Jena.

Hier ist alles ganz anders als bei uns, das Volk lebendiger, aufgeklärter; ich möchte Dir bloß gönnen, zu hören, wie richtig so ein Jenerischer Bürger über Staat und Staatsverwaltung ratiomiert; überhaupt herrscht hier im Weimarischen eine große Spannung in politischer Hinsicht, das Volk verlangt Pressfreiheit und Stände, ja sogar Geschworenengerichte, und Jena scheint der Mittelpunkt der Liberalen zu sein; alle verbotenen Blätter werden hier öffentlich mit rauschendem Beifalle in den Kneipen vorgetragen und mit Anmerkungen versehen, die nicht gerade zu den glimpflichsten gehören.

Jena, 25. Mai 1832.

Ich habe mein 23. Jahr begonnen, aber wahrlich sehr unglücklich, und wenn es nicht besser wird, so wünsche ich, ich teilte das Los meines Hausgenossen, Ad. Haupt, der hier neben mir in der Stube liegt, auf dem kalten Stroh, und morgen seiner Mutter, der Erde wiedergegeben wird.

Jena, 19. November 1832.

Auf unserer Universität sieht es schlimm aus, sehr schlimm: seit drei Tagen vor Weihnachten ist fast kein Tag vergangen, wo nicht fürchterlicher Straßentumult von den Studenten ausgeübt wurde, dem Amtmann, mehreren Professoren und anderen Privatleuten sind die Fenster eingeworfen worden, die Pedelle sind durchgeprügelt worden, die Wache der Polizei ist demoliert worden; aber alles dies ist noch nichts gegen den Skandal von vorgestern abend, es war fürchterlich; erst erhob sich ein Gestrüll, darauf wurden alle Laternen zertrümmert, Fenster eingeworfen und der Beschluß mit der Zerstörung mehrerer Haustüren und Fensterladen gemacht. Daß ich mich von allen diesen Exzessen entfernt gehalten, wirst Du mir glauben, bei keinem bin ich tätig gewesen, und doch bin ich vielleicht schon darin verwickelt, denn an demselben Abend kam ich im Dunkeln nach Hause und ward von einem betrunkenen Philister . . . angefallen und angepackt; ich bedeutete ihm . . . er solle mich ziehen lassen, dies tat er aber nicht, sondern verlangte meinen Namen zu wissen, und wie ich ihm den nicht sagte, wollte er mich mit einem starken Knittel . . . über den Kopf schlagen, da spielte ich das Prevenier und warf ihn zu Boden. Das ist die ganze Geschichte. Es ist aber jetzt Militär eingerückt und alles ist ruhig; aber die Strafen, die nun kommen, sind auch fürchterlich . . . Ich bin ruhig, denn ich bin unschuldig.

Jena, 25. Januar 1833.

Was ich Dir jetzt schreibe, ist wahr. Einige Studenten hatten Exzesse begangen und wurden bestraft; aber auch ein ganz Unschuldiger, und das war C. Krüger, wurde vom Senat . . . ohne alles Verhör, ohne selbst die von ihm angeführten Zeugen seiner Unschuld zu vernehmen . . . auf vier Jahre relegiert. Daß mich dieses schändliche Unrecht auf das Aeuferste empörte, . . . da er . . . von Jugend auf mein Freund war, kannst Du Dir leicht denken; die Exzesse nahmen zu, ich nahm auf Ehre auch gar keinen Anteil daran . . . In einem schönen Tage machte ich einen Spaziergang, . . . wie ich am Abend mich anschickte, nach Hause zu gehen, wurde ich durch einen Pedell und 60 Mann Soldaten arretiert, unter den größten Worten gezwungen, bis an die Knie in den tiefsten Kot zu waten, von den Soldaten gestochen und am Ende auf die Hauptwache geworfen . . . ; darauf wurde ich um 12 Uhr Mitternacht vor das Universitätsamt gebracht und bekam engeren Stadtarrest, wäre aber wahrscheinlich nicht so davongekommen, wenn nicht die Studenten, von diesem neuen Unrecht unterrichtet, in großen Haufen veriammelt laut meine Freiheit verlangt hätten. Diese Fälle — späterer Unruhen, wo ein Student vom anderen mit Knitteln erschlagen wurde, wo ein anderer von Soldaten mit Säbelhieben verwundet, und mehrere mit Bajonetten gestochen wurden, gar nicht zu gedenken — bestimmten mich, die Universität zu verlassen, ich . . . ging aus einem Orte, wo man unschuldigerweise schlecht behandelt werden konnte.

Camburg, 16. März 1833.

(Der Jenerer Professor v. Schröder gibt zu gleicher Zeit dem Vater Fritz Reuters, dem Bürgermeister, eine recht unglückselige Auskunft: „Ihr Sohn hat zwar an den oben angezeichneten Exzessen keinen erwiesenen Anteil genommen; als verdächtig erschien er aber der Universität dennoch sehr, und deshalb, wie wegen seines übrigen Lebenswandels, ist er durch einen Beschluß des akademischen Senats im polizeilichen Wege, daß heißt nicht zur Strafe, von hier weg-gewiesen worden. . . Seine ganze Zeit hat er mit Studententreibereien, Besuchen von Wirtshäusern, Herumläufen usw. totgeschlagen. Dies ist das Zeugnis, welches ihm alle, selbst alle Studenten geben, die seinen Lebenswandel beobachtet haben. Ich selbst, an meinen Studiertisch gebannt, kann mir bezwingen, daß er meine Vorlesungen so gut wie gar nicht besucht hat. Das übrige

weiß ich nur vom Hörensagen — aber in ganz Jena ist nur eine Stimme darüber.)

In den Fingarnen der Berliner Polizei.

Mit dem wenigen, was ich noch hatte, reiste ich (von Leipzig, wo er als Student nicht angenommen wurde) mit genauer Not nach Berlin . . . und so befinde ich mich in einer sehr drückenden Lage, wozu noch das kommt, daß ich ohne Gefahr nicht über die Straße kann, ohne von der Polizei zu fürchten, daß sie mich arretiert, da sie sich schon bei einigen Studenten nach meinem Aufenthalt erkundigt hat, doch für den Augenblick bin ich sicher bei einem guten Bekannten aufgehoben.

Berlin, 28. Oktober 1833.

(Dieser Brief ist nicht mehr befördert, sondern in Stücke zerrissen ihm zurückgegeben worden; denn am 31. Oktober 1833 wurde Reuter in Berlin verhaftet. — Die folgenden Briefe haben die Kerker-Zensur passiert, sind also keine unverhüllten Geständnisse. Wie die preussische Kur den Opfern anschlug, hat Reuter in den Schilderungen „Ut de Festungstid“ erzählt: „De Ein hadd Luberlekn in de Lung, Ein de Nüggendarr, Ein was dov und Ein lähmt worden, Ein was wegen Swindjucht entlaten und Ein wegen Verrücktheit, un bi en Annern was de Verrücktheit grad utbraken, as il antamen. — Dat wiren de Stimmisten, de Annern leben an de Dgen, an de Leider un an Blautandrang nah den Kopp, un as il nah Johr un Dag ut dese Höll herute kamen, was il so tämlich de einzigste, de kein grijses Hoop uptauweisen hadd, all de annern 24- bet 25-jährigen Lid' hadden wenigstens de Spuren davon. — Und warum all dese Jammer? — dat id nich wegleyt un den königlich preussischen Staat an alle vier Eden ansieht.“)

In der Hausvogtei.

Mit meiner Gesundheit geht es so — so; ich bin unpäßig gewesen, doch ist dies wohl die gewöhnliche Kerkerseuche, seit einiger Zeit geht es wieder und wird jetzt wohl besser werden, da ich die Erlaubnis habe, alle zwei Tage eine halbe Stunde mich zu ergehen.

Berlin, 27. Januar 1834.

Was das Zeichen anbetrifft, so hast Du Recht, daß es dem Auge schadet, zumal da mein Gefängnis sehr dunkel ist, mein früheres war gar mit Blech vernagelt, so daß der Lichtstrahl nur ungefähr drei Hände breit eindringen konnte. Jetzt freilich bewohne ich mit einem anderen ein Zimmer, denn diese Unbequemlichkeit genommen ist, das aber so beschränkt ist, daß wir, um beide an unserem Arbeitstisch zu sitzen, nur uns entschließen müssen, auf unserem Bette zu sitzen. An Bewegung im Zimmer selbst ist gar nicht zu denken. (Dieser Brief wurde nicht expediert, sondern zerrissen zurückgegeben.)

28. Februar 1834.

Da schwache mir nur keiner vor, diese Zeit wäre nun so ganz ohne Störung, so schön ruhig, hier könnte man ordentlich den Wissenschaften obliegen, und noch mehr so schöne Phrasen. . . Mit meiner Gesundheit geht's schlecht; mein Magen ist durchaus in Unordnung, ich kann nicht die Hälfte essen von dem, was ich sonst aß.

Berlin, 12. Juni 1834.

Im allerglücklichsten Fall könnte es sein, daß wir uns Weisnachten sehen, geht es schlimm, so dauert es noch ein paar Jahre.

Berlin, 10. Juli 1834.

Meine Untersuchung ist geschlossen. . . Ich werde, sobald meine Defension eingereicht ist, zur Festung, welche? weiß ich nicht, abgeführt werden. . . ich bin sehr froh darüber; hätte mir früher aber es nicht träumen lassen, daß ich mich noch einmal im Leben zum Besuch einer Festung qua Gefangener freuen würde. Wie lange diese Strafzeit dauern wird, kann ich Dir freilich nicht sagen; auch nicht einmal vermuten, zumal da ich meinen Defensor noch nicht gesprochen habe.“

Berlin, 5. September 1834.

(Ut mine Festungstid“: „Verteidiger kunnen wi uns nich wählen, de würden uns set; in in . . . hett mi up keinen Breiw, den id an em schreiwen heiw, antwort.“)

Auf der Festung Silberberg.

Meine Gesundheit kann ich nicht sehr loben; früher freilich habe ich darüber andere Berichte an Dich senden müssen; aber wenn man sechs Monate in Gefängnissen gefessen hat, worin man auch nicht die geringste Bewegung hatte, und zur Abwechslung in anderen, die so feucht waren, daß einem die Stiefel, die man nicht zufälligerweise auf den Füßen hatte, vermoderten, so kannst Du Dir wohl denken, daß das körperliche Wohlbefinden einen bedeutenden Stoß erlitten hat. Ich habe 3 Monate hindurch beständig auf dem Strohsack . . . gelegen, weil — ich nicht sitzen konnte; doch das ist alles nichts gegen den unersehlichen Verlust, den meine Augen erlitten haben, und den ich den dunkeln mit Blech vernagelten Fenstern in eines Gefängnisses zuschreiben muß.

Silberberg, 26. November 1834.

Du erhältst diesen Brief auf ungeseglichem Wege. . . Einiges konnte ich Dir nicht sätlich schreiben; so zum Beispiel, daß es mir hier höchst kümmerlich geht, daß ich in diesem letzten Monate bei einer höchst schwankenden Gesundheit nur dem Hunger durch Kommissbrot habe steuern können. . . Am Abend habe ich nur einmal eine Wurst gegessen, sonst nichts Warmes, welches bei dem fürchterlich strengen Sturm und fortwährend starrer Kälte doch höchst drückend

ist. . . Zur Beglaubigung, wie ich früher behandelt worden bin, erhältst Du hierbei einen Brief, den ich in Berlin habe absenden wollen, den man mir jedoch zerrissen zurückgeschickt hat unter der Bemerkung: ich könnte ihn, wenn ich frei käme, in öffentlichen Blättern abdrucken lassen, jetzt dürfte ich ihn nicht absenden. (Der Brief vom 28. Februar 1834.) . . . Im übrigen glaube mir, daß ich von allen Medlenburgern am wenigsten insulpiert bin.

Silberberg, 26. Februar 1835.

(Der nächste Brief ist fast 4 Monate später; Mitte Juni wird wieder einer hinausgeschmuggelt — die gütige Vermittlerin ist die Frau eines Pastors — dann tritt eine Pause von 6 Monaten ein!)

Ich bin krank gewesen, was das für eine Krankheit war, weiß ich nicht, da ich einem Arzt, der mir ohne Furcht, paradox zu erscheinen, um es gelinde auszudrücken, geradezu sagt: ein Tropfen Salzauflösung in 100 Teile Wasser gegossen, sei ein zerstörendes Gift, wohl nicht die Kenntnis einer Krankheit, am wenigsten aber die Kenntnis der Ursachen zutrauen möchte. . . Meine Kafematte ist feucht und ungesund — der Salpeter hängt in Kristallen an den Wänden herab — und so groß, daß ich sie bei dieser abscheulichen Kälte und dem noch schädlicheren Zuge nicht erheizen kann. . . Für Deine Aufmerksamkeit, mir die Gründe Deiner Hoffnung, mich bald in Freiheit zu sehen, anzugeben, danke ich Dir herzlich, doch bin ich nicht der Meinung; auch halte ich es für Torheit, den Lügen der Zeitungen Glauben zu schenken, da man ihnen nicht denen der Kriminalräte, Assessoren und dergleichen schenken kann, ohne von getäuschten Hoffnungen unangenehm berührt zu werden. Ich habe meinen dritten Geburtstag im Gefängnis gefeiert, so kann es denn auch wohl der zehnte sein.

Silberberg, 19. November 1835.

Nun aber, mein lieber Vater, will ich Dir selbst das Geständnis ablegen, daß ich früher mehr geistige Getränke getrunken habe, als mir dienlich war, obgleich ich nie in großer Trunkenheit gewesen bin. . . Du wirfst mir einen Mangel an Mut vor, daran tuft Du mir unrecht; ich klage nicht, ich will nicht besser behandelt werden als andere, und wenn sie auch wegen Diebstahl hier gefangen sähen; aber daß ich jeder törichten Hoffnung Raum geben sollte und so mir noch diese Täuschung aufbürden, das kann keiner verlangen.

Silberberg, 20. Januar 1836.

Die Bahn ist gebrochen, der erste von uns ist entlassen; aber nicht laut Urteil, sondern durch Kabinetts-Order. Es ist ein gewisser Scheibner aus Greifswald, der früher beim Kammerat Ludwig auf Schwinkendorf Hauslehrer war.

Silberberg, 6. Mai 1836.

Jetzt ist alles verloren. In der „Allgemeinen Augsburger Zeitung“ ist ein Aufsatz aus Frankfurt enthalten, der neue Bestimmungen über die Auslieferung enthält, nach denen ich schwerlich ausgeliefert werden dürfte. . . Mein Urteil wird auf 20 bis 25 Jahre nach preussischen Gesetzen lauten, und wenn davon auch die Hälfte gestrichen wird, so ist es doch immer lang genug, um davon überzeugt zu sein, daß wir einander nicht wiedersehen; denn mein Gesundheitszustand ist sehr schlimm. . . Die Kerls von Quacksalber hier unten sind so niederträchtig, der eine ist ein offenerer Schurke und Nero, der andere, ein Chirurg, . . . hat einen Handel und muß dem vorstehen, und der dritte (ein nicht approbierter Chirurg), den ich hatte, hat mir eine Rechnung von 7 Taler gemacht, die ich ihm auch gegeben habe und nun, da er das Geld ganz hat, nun kommt der Schweinehund nicht mehr. Ich habe früher einmal den Kreisphysikus aus Frankenstein verlangt, da hat mir der G. melden lassen, „die Sistierung eines Kreisphysici sei nicht nötig, da hier Militärärzte wären, nämlich obige.“

Silberberg, 8. August 1836.

Preussische Justiz.

Dir selbst wurde kurz nach meiner Verhaftung von einem meiner Inquirenten versichert, daß mein Arrest höchstens nur ein halbes Jahr dauern könnte, darauf verließ ich mich, sonst hätte ich schon damals das Gericht für incompetent erklärt. . . Späterhin bei Gelegenheit der Auslieferung eines gewissen Bied . . . verlangte ich daselbe, mir wurde gleich geantwortet, dies sei nicht auf gerichtlichem, sondern auf diplomatischem Wege geschehen, ich kam darauf schriftlich beim Kammergericht ein um die Erlaubnis, an meine Landesregierung schreiben zu dürfen, dies wurde mir abgelehnt. Nachdem ich ein Jahr und einen Monat in Untersuchungsarrest gewesen, hatte ich Schlußverhör, bei welchem der Justizkommissionsrat Unnowsky zugegen war und mir versicherte: Lassen Sie sich nicht bange werden; Sie müssen ausgeliefert werden. . . Hierauf schlug er die darauf bezügliche Stelle im preussischen Landrecht nach und zeigte sie dem Inquirenten, der ihm jedoch sagte, daß über diesen Fall eine neue Verordnung herausgekommen wäre. Mein Verteidiger entgegnete, da dies Gesetz nach dem Faktum gegeben sei, so könne es keine rückwirkende Kraft haben, worauf ihm erwidert wurde, daß man ihm dies schon später auseinandersetzen wolle. Die Verordnung, worauf hier hingedeutet wird, ist erst im Herbst 1834 gegeben und besteht in einer Uebereinkunft der deutschen Bundesstaaten, daß jeder Staat die in seinem territorio aufgefangenen politischen Verbrecher behufs der Untersuchung gefangen halten kann. . . Wende Dich doch einmal an unsere Regierung und führe ihr zu Gemüte, daß es ihre Pflicht ist, mich als Landeskind zu requirieren. (Aus der Antwort des Vaters geht hervor, daß alle diese bereits unternommenen Bemühungen umsonst gewesen waren.)

Silberberg, 16. August 1836.

Laß Deinen Bestrebungen, mir die Freiheit zu verschaffen, nur noch einen letzten Versuch folgen und dann höre auf, Deine Zeit und Dein Gemüt mit einer Schimäre zu plagen, die ebenso fabelhaft und monströs ist wie die der Mythologie. Ich bin auf dem Wege, mir einen positiven Mut zu verschaffen, dessen Höhepunkt völlige Apathie sein wird . . . Die Medlenburger sind zu zwei Jahren verurteilt, aber in Preußen ist es anders . . . Uebrigens bin ich viel leicht weniger oder doch nur eben so stark beteiligt, wie die übrigen Medlenburger . . . Im Vorstand haben viele gelesien, ich aber nicht . . . Uniere Abichten waren auf keinen bestimmten Staat gerichtet, sondern auf alle Staaten in Deutschland, ich bin nie mit einer politischen Mission beauftragt und hatte nie privatim eine dertelben ausgerichtet. Ich bin ferner der einzige Ausländer in Preußen, der verhaftet ist, ohne in Preußen studiert zu haben . . . Schlägt dieser Versuch fehl, so laß es gehen, wie es geht, es wäre unrecht an Dir selbst und an den Schwestern gehandelt, wenn Du Deine Kräfte auf eine hoffnungslose Sache verwenden wolltest, und die, wenn sie gelänge, Dir nur einen Schatten von Deinem früheren Sohne zurückbringen würde.

Silberberg, 31. Oktober 1836.

Du verlangst zu wissen, wessen ich geständig gewesen bin und wessen ich überführt worden bin? Es ist schwer, Dir dies kurz auseinander zu setzen, da ich durchaus nicht persönlich vorzugsweise in irgend einer Hinsicht beteiligt bin, sondern nur als Mitglied der Germania . . . Die Germania war gegen alle Staaten Deutschlands gerichtet, hatte eine revolutionäre Tendenz . . . Wir hielten verbotene Blätter und Zeitschriften und steuerten zu dem Freiberein.

Silberberg, 27. Dezember 1836.

(Am 30. November 1836 hatte Meuter an das „hochpreisliche Kammergericht“ die Eingabe abgehandelt, nach dreijährigem Arrest endlich in die Heimat ausgeliefert zu werden. Die Auslieferung erfolgte nicht. Dafür erhielt Meuter nun endlich — im Januar 1837 — das bereits am 4. August 1836 gefällte Todesurteil des Kammergerichts zusammen mit der königlichen Begnadigung zu 30jährigem Festungsarrest. Das Urteil, dem keinerlei Begründung beigelegt war, lautete: „Daß der Stud. jur. A. L. S. Meuter wegen seiner Teilnahme an hochverrätherischen burschenschaftlichen Verbindungen in Jena und wegen Majestätsbeleidigung mit der Konfiskation seines Vermögens zu bestrafen und mit dem Tode vom Leben zum Tode zu bringen sei. Dann folgte noch eine Bemerkung über die Prozeßkosten. In dem königlichen Dekret hieß es: „Ich genehmige, daß selbige — die Sentenz des Kammergerichts — den Inquisiten publiziert werde, doch mit der Maßgabe, daß den zur Todesstrafe verurteilten Teilnehmern gleichzeitig mit der Publikation des richterlichen Urteils die Abänderung desselben eröffnet werde, die Ich, kraft Meiner oberrichterlichen Befugnis, dahin getroffen habe: c. c., aber die übrigen mit der Todesstrafe belegten Teilnehmer dagegen mit 30jährigem Festungsarrest bestraft werden.“)

Anger mir haben noch sieben andere hier selbst dasselbe Erkenntnis erhalten. Ueber obliegenden Gegenstand mich zu exhortieren, ist unnütz und unpassend, und ich sähreite demnach zur Beantwortung Deiner Briefe . . . doch schreibe ich die jucunda und joosa davon aus, wozu ich, wie Du leicht begreifen wirst, eben nicht sehr aufgelegt bin . . . Erzähle mir nicht dem weiblichen Personale die Geschichte von dem Todesurteil, sonst würden Dir sicher einige Zeit nur traurige Gesichter werden.

Silberberg, 31. Januar 1837.

Meuter wartet noch auf die veriprochenen Urteilsgründe, um Berufung einlegen zu können. Die Urteilsgründe sind nie geliefert worden.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Gaushwirtschaft.

Kürbisbewertung. Das Brunkstück fast jeder Landensparzelle ist ein möglichst stücker Kürbis. Man findet nicht selten Exemplare von mehr als Zentnerschwere. Bald wird der letzte Kürbis aus dem kahl gewordenen Garten unter Dach und Fach gebracht sein, und die Hausfrau steht vor der Frage, was mit dem Segen anzufangen sei.

In der südeuropäischen Küche spielt der Kürbis eine nicht unerhebliche Rolle. Er wird dort mit Bohnen zusammen zu Gemüse gelocht und wohl auch, in Scheiben geschnitten und gesalzen, in Butter oder Del gebraten. Die nordamerikanische Küche stellt gebackenen Kürbis in der Weise her, daß dicke Scheiben mit der Rinde nach unten in eine Pfanne gegeben und bei mäßiger Hitze im Ofen gebacken werden, bis sie sich mit einer Gabel leicht durchstechen lassen. Auch Kürbisbrei bereitet man dort, indem man Kürbis in Salzwasser weich kocht, durch ein Sieb treibt und nun mit Butter, Salz und Pfeffer noch einmal erhitzt.

In Deutschland bereitet man Kürbis fast ausschließlich als Dauerkompott zu. Hierzu eignet er sich auch vortrefflich. Die an sich fade schmeckende Frucht nimmt jedes Gewürzaroma an, das man ihr zusetzt. Kürbis, der zum Einmachen bestimmt ist, darf nicht zu reif sein, auch eignet sich der zartere und fastigere grünschalige Kürbis hierzu besser als die gelbe Frucht, die sich zu Suppen und Gemüse verwerten läßt. Einige gute Rezepte mögen hier folgen.

Bezanth. Redakt.: Carl Vermuth, Berlin-Nordorf. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Kürbissuppe. Der geschälte Kürbis wird in kleine Stücke geschnitten und mit halb Wasser, halb Milch zu Brei gelocht. Diesen streicht man durch ein Sieb, vermischt ihn mit kochender Milch, würzt mit Zimt, Zitronenschale, Salz und Zucker, fügt ein wenig Butter hinzu und läßt die Suppe noch einmal aufkochen. Sie läßt sich verbessern durch Abziehen mit zerquicktem Ei.

Kürbisgemüse. Der geschälte Kürbis wird in Streifen von Fingerlänge und -dicke geschnitten. Man dünstet ihn in schwach gelatzenem Wasser, das ziemlich knapp zu bemessen ist, fast weich, fügt ein helles Buttermehl hinzu und läßt das Gericht mit etwas saurer Sahne noch ein Weilchen sachte schmoren. Als Würze dienen Salz und Kümmel.

Eingemachter Kürbis mit Ingwer. Der Kürbis wird geschält, von allen weichen Teilen befreit und in Stücke geschnitten. Auf 4 Pfd. dieser Stücke rechnet man 2 Pfd. ungeblauten Zucker, 1/2 Liter guten Eßig, ein Stück trocknen Ingwer und etwas Zitronenschale. Der Eßig wird mit diesen Zutaten aufgekocht, die Kürbisstücke werden hinein gegeben und glasig — aber nicht weich — gelocht. Dann gibt man sie in einen Steintopf, läßt den Saft dick einkochen und gießt ihn über den Kürbis. Der Topf wird gut verbunden.

Kürbis mit Meerrettig. 5 Pfd. Kürbisstücke werden mit 1 1/2 Liter Eßig begossen und müssen so über Nacht stehen. Am anderen Tage wird der Eßig in den Einmachelochtopf abgegossen, mit 1 1/2 Pfund Zucker, Zwiebelscheiben und Senfkörnern aufgekocht und über den in einen Steintopf gelegten Kürbis gegossen. Am nächsten Tage wird der Eßig nochmals zum Sieden gebracht und der Kürbis darin gut aufgekocht. Er kommt wieder in den Steintopf, Meerrettigwürfel werden dazwischen gestreut und der Eßig, den man gehörig einkochen ließ, wird darüber gegossen. Ein mit zwei Löffeln voll Senfkörner gefüllter sauberer Beutel wird so über die Kürbisstücke gelegt, daß er die ganze Oberfläche bedeckt. Dann wird Papier über den Topf gebunden.

Kürbis marmelade. Vier Pfund Kürbisstücke werden knapp mit Wasser bedeckt und weich gelocht. Der durch ein Sieb getriebene Kürbisbrei wird mit drei Pfund Zucker und dem Saft von zwei bis drei Zitronen unter Rühren dick eingekocht. Nach Gefallen würzt man noch mit ganz fein gewiegter oder geriebener Zitronenschale. Noch heiß wird die Marmelade in Gläser gefüllt. Man verschließt sie luftdicht, indem man von dünnem Schreib- oder Seidenpapier runde Scheiben zuschneidet, die genau die Oeffnung der Gläser bedecken müssen. Den Rand der Gefäße bestreicht man mit Eiweiß; größere Papiercheiben zieht man durch Eiweiß und befestigt sie über dem ersten Verschlus, indem man sie an den Seiten sorgfältig andrückt.

Gedörnte Kürbisknichel stellt man her, indem man Kürbisstücke bei gelinder Ofenwärme trocknet, um sie später nach Bedarf unter Backobst zu mischen.

M. Kt.

Völkerrunde.

Neues von den Papuas. Interessante neue Aufschlüsse über die Lebensgewohnheiten der Papuas, deren ethnographische Erforschung in der Wissenschaft noch ein reiches Arbeitsfeld bietet, veröffentlicht die „Revue“ auf Grund der Forschungen des Gouverneurs von Britisch Neu-Guinea Murray, der soeben eine umfassende Reise durch das Gebiet der Papuas vollendet hat. Die Papuas, die in Stämmen getrennt leben und ohne Ausnahme dem Kannibalismus huldigen, überrachten den Reisenden durch ihre schmiegsame Intelligenz und durch ihre Leichtigkeit, mit der sie Zivilisationsbestrebungen zugänglich sind. Ihre Dörfer bestehen immer nur aus einer einzigen mächtigen Hütte von 100—200 Meter Länge und von 20—25 Meter Höhe. In diesen merkwürdigen langgestreckten Schuppen wohnen oft bis 1500 Eingeborene; jede Familie hat ihre eigene Abteilung. Nahe bei dieser Hütte liegt dann die Plattform, auf der die Menschenopfer ins Werk gesetzt werden. Die unglücklichen Gefangenen werden geröstet, gebraten oder gelocht; dann teilt man den Körper in Stücke und jedes Stammmitglied erhält seine Portion. In einigen Gegenden herrscht eine besondere Vorliebe für Kinderfleisch, wie Bild werden die Kinder gejagt, und man schaudert bei dem Gedanken, wie viel unschuldige kleine dieser furchtbaren Sittte zum Opfer fallen. Der Papua ist im allgemeinen gleichgültig und faul, aber es gelingt herkömmlich leicht, ihn zur Arbeit zu zwingen. Ein „schwaches Geschlecht“ ist diesen Inselbewohnern unbekannt, und wie eine Fronie der Natur mutet es an, daß diese Kannibalen zugleich Wesenszüge tragen, die auf ein scharf ausgeprägtes Empfinden und eine gewisse Feinsinnigkeit schließen lassen. Ueberall werden drei verschiedene Sprachen gesprochen, die Männer haben ihre eigene Sprache, die Frauen eine andere, und dann besteht noch eine dritte, eine Art „Esperanto“, die dazu dient, die Verständigung mit fremden Stämmen zu ermöglichen. In allen diesen Sprachen ist die Zahl 7 verbannt, sie darf nicht ausgesprochen werden, denn nach dem Glauben der Papuas erregt sie den Zorn und den Machedurst der bösen Geister. Wenn durch einen Zufall das mythische Zanberwort „sieben“ fällt, zeigen die wilden Geistes schrankenloses Entsetzen und furchtbare Angst. Im übrigen sind diese Stämme durchweg von heroischer Tapferkeit und fallen sie in Kampfe in die Hände des Feindes, so erdulden sie gleich den Indianern die gräßlichsten Martern und Qualen mit stolischer Ruhe. Ihr Kannibalismus hat seine bestimmten Regeln und Geetze; so dürfen z. B. Krieger, die im Kampfe gefallen sind, nicht verzehrt werden.